

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

No. 39.

Vierter Jahrgang.

29. September 1860.

### Ein Knoten.

Ein Räthsel oder einen Knoten,  
Für mich gewunden, anzuschauen,  
Erweckte, wurde mir's geboten,  
Mir immer ein geheimes Grau'n.

Das Schicksal zieht in solchen Zügen  
Dich oft, o Mensch! zur Rechenhaft,  
Ob Du, dem Leben zu genügen,  
Die Mittel hast: Geduld und Kraft.

Ob, wenn nicht beides mit einander,  
Doch ein's davon vorhanden ist;  
Ob Du ein fecker Alexander  
Sei'st, oder ein erprobter Christ?

O diese Räthsel-Knoten! — Jeder  
Bekannt mir den innern Sinn;  
Denn, ach! ich fühl' es, daß ich weder  
Das eine, noch das andre bin.

Ludwig Westmann.

### Die Erscheinung.

Ich war durch längere Zeit das, was man in der Studentensprache Philister nennt. Mir haftete nämlich die Gewohnheit an, die Pflichten meines Berufes für unverbrüchlich zu halten, und solche mit militärischer Pünktlichkeit zu erfüllen. Daß man durch derlei Angewohnheiten sich den Titel eines Philisters erwirbt, erfuhr ich nur zu spät. Mein Chef hatte mich bei Anpreisung meiner Brauchbarkeit mit dem erwähnten biblischen Namen gekennzeichnet.

Eines Nachmittags arbeitete ich eben mit voller Dampfkraft daran, um unbewußt ein membre de l'academie von Canaan zu werden, unbekümmert um das Versprechen eines Besuches, welches ich einem holden Kinde gegeben hatte.

Mein Arbeitszimmer war ein, zur Hälfte verdunkeltes, schmales Viereck mit einem Fenster, das in eine ungewöhnlich starke Mauer gebrochen war. Der ganze Charakter dieses Gemaches konnte seine frühere Bestimmung nicht verläugnen — die einer Zelle. Bekanntlich macht man aus aufgehobenen Klöstern Kasernen oder Amtshäuser. Dort, wo mein Schreibpult stand, mochte vor neunzig Jahren der Betschemel eines irländischen Mönchs gestanden haben, vor dem er kaum anhaltender, in Andacht verzückt, gelegen sein

wird, als ich an mein Pult in nicht zu ermüdendem Eifer eines Amtsnovizen gefesselt gewesen bin.

Ich mochte an vier Stunden ohne Unterbrechung gearbeitet haben. Endlich war das Riesenwerk vollendet; für mein Vergnügen spät genug; denn ich merkte an dem stärkeren Wagengerassel von der Straße her, daß der Abend heranrückte, weil man ins Theater fuhr. Zum Glück war es zu Anfang des Sommers und ich hatte noch zwei freundliche Abendstunden vor mir.

Ich ging in die Tiefe des Zimmers, wo unweit der Thüre der Waschtisch stand, ließ den Wasserstrahl über meine Finger rieseln und schritt hierauf, die Hände trocknend, gegen das Fenster vor, bei ziemlich gleichgiltigen Gedanken ins Blaue starrend. Als ich mich umkehrte, um das Handtuch zurückzutragen, erblickte ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß ich mich nicht mehr allein im Zimmer befand. An der geschlossenen Thür stand die Gestalt eines alten Mannes mit kahlem Scheitel und wallendem Barte, gekleidet in ein langes, faltenreiches, fast antikes Gewand, aus welchem die Gestalt ihre Rechte, wie um eine Gabe bittend, oder sanft abwehrend, gegen mich ausgestreckt hielt. Die ganze Erscheinung war einsärbig, fahlgelb, mit blaugrauem Schatten.

Die meisten meiner Leser werden wohl ein Mal im Traume die Tonleiter des Entsetzens durchgemacht haben, das uns durchbebt, wenn wir einer Schreckgestalt zu begegnen wäñnen.

In solchen Momenten scheint die Harmonie aller Lebensbedingungen, wie durch einen wilden Griff in die Besaitung einer Harfe gewaltsam gestört. Das Leben in seiner Abwehr gegen den dämonischen Einfluß, faßt plötzlich mit der ganzen Kraft der Verzweiflung, mit Polypenarmen nach dem feinsten Nervengewebe, um sich daran festzuklammern. Eine Erschütterung, die nicht zu beschreiben ist, durchzuckt das morsche Haus des Leibes, als wäre eine glühende Kugel mitten durch die Brust gestogen. Doch von dem Allem empfand ich der Gestalt gegenüber nicht das Mindeste, ungeachtet ich der abergläubischen Traditionen mich erinnerte, die das alte Amtshaus und die Nachbarhäuser zum Schauplatz der widersinnigsten Spudgeschichten machten. Selbst der überrieselnde Schauer der Romantik überkam mich nicht, dem ich mich als Knabe so gern hingab, wenn Grillparzer's gespenstige Ahnfrau im zögernden Schritte über die Bühne

glitt und auf Vorotin's Frage: Wohin gehst Du Kind? — ihr hohles, eintöniges: „Nach Hause“ — wimmerte. Es sträubte sich vielmehr etwas gegen die Annahme in mir, daß ich einer übernatürlichen Erscheinung gegenüber stehe.

Ich schritt hastig einige Schritte näher, starrte nach der Stelle hin, wo die Erscheinung stand, und — sah sie nicht mehr. Es zuckte nur noch einige Mal wie ein fahles Licht vor meinen Augen, die Gestalt aber war in Nichts zerfloßen.

Ich öffnete die Thüre. Im langen Corridor war es still und leer. Ich forschte nach, ob mich irgend eine Spiegelung geäfft haben konnte; fand jedoch keinen Anhaltspunkt für die Annahme. Ich mußte ohne Aufschluß über die Herkunft dieses Phantoms das Bureau verlassen.

Nachdem ich auf die Frage: Was war das? mir keine Antwort zu geben vermochte, fragte ich mich um so dringender „Was könnte das bedeuten?“ War das eine Mahnung, der Armuth zu gedenken und wohlthätiger zu werden? Dann mußte der gespenstische Bettler die rechte Thüre verfehlt haben; denn bei einem unbefoldeten, auf das Wartegeld der Versprechungen und Anhoffnungen gesehten Geschäftsbeflissenen war nicht viel zu holen. Wat er um Barmherzigkeit für den armen Missethäter, dessen leichtsinnige Streiche ich so eben registrirte? Dann hat er meinen Einfluß zu sehr überschätzt; denn mir kam nur die Darstellung des Thatbestandes zu; Botum und Erkenntniß waren ein Reservat des referirenden Rathes. Wie wäre es, wenn er mich davon abhalten wollte, den Gang vor das Stadthor zu thun, um meine Korinna zu besuchen? Was gibt es da zu verbieten? Die Wege sind gefahrlos; Ziel und Abßicht unbedenklich. Warum hängt sich der Spuck an meine Fersen? Warum greift eine fahle gespenstige Hand in mein frisches blühendes Jugendleben? Was hat überhaupt dieser Semmel-farbige sich um meine Angelegenheiten zu kümmern!

Ich raisonnirte mich immer tiefer in meinen Unmuth gegen die bescheidenste, gutmüthigste, schreckloseste Geistererscheinung hinein, die jemals ihren Besuch einem Sonntagskinde abgestattet hat. Dabei schritt ich immer rascher vorwärts.

Die Anhöhe war erklimmen, die Baumreihen der Fahrstraße hatte ich hinter mir, und schon schimmerten die weißgetünchten Mauern der bescheidenen freiherrlichen Villa mir entgegen. Ich betrat den Feldweg, und vor mir stand am Raine des wogenden Kornfeldes meine graziose junge Freundin, ganz so, wie ich mir sie am liebsten gedacht babe, in einem einfachen Gewande von ungefärbter Seide, mit dem Genser Strohhute, geschmückt mit Kornblumen, am Arme ein Körbchen, das für gewöhnlich eine Damenarbeit, die sich gegen ihre Vollendung zu sträuben schien, täglich aber ein anderes Buch zu bergen pflegte.

Sie drohte schweigend mit dem Fächer und deutete nach der sinkenden Sonne. Ich erschöpfte mich in Entschuldigungen, wobei ich mit meinen Geschäften sehr wichtig that. Der Erscheinung erwähnte ich mit keiner Silbe, ohne mir Re-

chenschaft gegeben zu haben, warum ich das denkwürdigste Erlebnis so ängstlich zu verschweigen bemüht gewesen war.

Wilhelmine ließ die Entschuldigung gelten und äußerte, von meiner heutigen Gesellschaft immerhin mehr Gewinn erwarten zu können, als an jedem andern Tage, denn Mama sei mit den Kindern in die Stadt gefahren, um die neue Pantomime zu bewundern, und die gute alte Bonne habe sich mit ihrem Augenübel auf ihre Stube zurückgezogen, so hoffe sie in die Erbschaft aller Aufmerksamkeiten einzutreten, die ich sonst an die Gesellschaft zu vertheilen habe, wobei ihr wahrlich kein Löwenanteil zuzufallen pflege.

„Ich werde mein Bestes thun müssen,“ entgegnete ich — „um Sie für den Verlust des Vergnügens zu entschädigen, daß der heutige Theaterabend Ihnen hätte bereiten können. Sollten Sie freiwillig darauf verzichtet haben?“

„Sie sind zu bescheiden, wenn Sie daran zweifeln, daß Sie mir den Pierrot oder den Polcinell zu ersetzen im Stande seien.“

„Ich hege den Verdacht, daß Sie heute schon zu viele gute Einfälle gehabt haben und daß Sie deshalb internirt worden sind.“

„Diese Anzeichnung habe ich in der That nicht erfahren. Sie erwähnten jüngst, heute kommen zu wollen, und da Mama durch ein Versprechen gebunden war, die Kinder in die Pantomime zu führen, so mußte ich wohl den Ruf der Artigkeit unseres Hauses retten, und Sie erwarten.“

In allen ihren Worten lag diesmal eine geringere Beimischung von der muthwilligen Laune, die ihr eigen war und die sie gerne zur Schau trug; vielmehr ließ sich aus Miene und Betonung ein Anflug von Innigkeit herausfinden.

Wir hatten den Garten erreicht und bestiegen einen künstlichen Hügel, der einen Pavillon trug, von wo aus man die ganze Gegend beherrschte. Dieses Observatorium stand auf einer Drehscheibe, um jedes Uebermaß von Lust und Licht abwehren zu können.

„Helfen Sie mir diese kleine Welt nach unserem Willen drehen“ sagte Wilhelmine, „Sie können sodann besser in die Abendwolken starren und Farbenstudien machen.“

Wir ließen das Gehäuse so lange um seine Achse laufen, bis die offene Seite gegen den Garten gekehrt war, so daß aus keinem Fenster des Hauses ein Einblick in das Innere dieser camera obscura möglich war, wodurch zugleich der Eingang weit weg von der Zugangstreppe gerückt wurde, und wir auf unserem Isolirschemel vor jeder Ueberraschung gesichert waren. Ich befand mich in der That in eine Situation versetzt, die ich an diesem Orte und dieser Dame gegenüber nicht leicht erwartet haben würde, was nicht wenig dazu beitrug, mich nicht sogleich den rechten Ton finden zu lassen.

Wilhelmine dagegen war die Unbefangenheit selbst. Sie hatte unsere Strohhütte so gut wie möglich eingerichtet; es fehlte nicht an Blumenschmuck und Früchten, ja sie hatte sogar für spanische Zigaretten gesorgt, so daß ein bescheidener deutscher Epikur sich zufriedengestellt erkennen konnte.

(Schluß folgt.)

## Menschliche Lebensdauer.

Von Dr. M. Gausler.

### III.

Der Mensch verschwendet nichts mehr,  
als sein und der Seinen Leben.

Das Geschlecht und das Leben auf dem flachen Lande, oder in einer Stadt, geben in Verbindung mit dem Lebensalter ihren wesentlichen Einfluß auf die menschliche Lebensdauer deutlich kund.

Würde man, nach Quetelet, die Lebensfähigkeit des Menschen in einer Kurve darstellen, so würde sie im Alter von 14 Jahren ihren höchsten Punkt erreichen, also gerade vor Eintritt der Pubertät; dann aber spaltet sich die Kurve, indem die Lebensfähigkeit beim weiblichen Geschlechte sodann schneller abnimmt, als beim männlichen.

In den ersten Lebensjahren sterben mehr Knaben als Mädchen, während von 10 bis 15 Jahren das Umgekehrte stattfindet; doch wechselt dieß bald wieder, so daß trotz des rascheren Abnehmens der Lebensfähigkeit gleich nach der Pubertät beim weiblichen Geschlechte, in den höhern Jahren, beiläufig vom 40. an, die Sterblichkeit der Frauen geringer ist, als die der Männer, daher auch schon darum die Zahl der Witwen in der Regel größer ist, als der Wittwer. Die weibliche Bevölkerung zeigt in der Regel einen Ueberschuß, gegenüber dem männlichen, so in Frankreich wie 50:49; in Oesterreich beträgt dieser Ueberschuß über 4 Prozente, in England gegen 3, nur in Belgien und Nordamerika ist ein Minder der weiblichen Bevölkerung bekannt. In diesem weiblichen Ueberschusse scheint auch der Grund zu liegen, warum an den meisten Orten mehr Frauen als Männer sterben.

Bei dem männlichen Geschlechte zeigt sich im Alter von 24 Jahren häufig ein Maximum der Sterblichkeit, daß nach den schönen Forschungen Quetelet's mit der Zeit des größten Hanges zum Verbrechen beim Manne zusammenfällt. In dem Alter von 60 bis 65 Jahren nimmt die menschliche Lebensfähigkeit an Energie sehr ab, in dieser Zeit ist die wahrscheinliche Lebensdauer sehr gering.

Man hat gefunden, daß die mittlere Lebensdauer auf dem Lande eine größere sei, als in den Städten. In England ist die mittlere Lebensdauer auf dem Lande beiläufig 55, in großen Städten bloß 38 Jahre. Während wir in Oesterreich im Allgemeinen uns von der mittleren Sterblichkeit Europa's nicht weit entfernen; während z. B. hier in Obertraun beiläufig von 40 bis 50 Einwohnern einer stirbt, stirbt in Wien 1 Einwohner von 22.

Die Ursachen aller dieser Erscheinungen sind mannigfaltig; sie liegen in der mit den Jahren abnehmenden Kraft des menschlichen Körpers, in dem heftigen Aufwallen der Leidenschaften, in der Energie des Wollens, und dem Mangel an ruhiger Selbstbeherrschung in den Jahren der Pubertät, bis zum 30. Jahre beim männlichen Geschlechte, in den mannigfachen Verkehrtheiten unserer sozialen Existenz, in der

frischen, reinen Luft auf dem Lande, der größeren Abhärtung, der schwereren Arbeit, der Bewegung in freier Luft bei den Landleuten, der Luftverderbniß, der unzuweckmäßigen Bauart unserer Häuser, der einseitigen Pflege der Kinder bei ihrer Ausbildung, den Gefahren, welchen der weibliche Körper in der Periode von 18, 30 bis 40 Jahren ausgesetzt ist, das raschere Leben in Städten durch größere Genußsucht und mannigfaltigere geistige und sinnliche Anregungen, die häufige Verwechslung von Tag und Nacht u.

Interessant wäre es, der Einwirkung der gewöhnlichen Schul- und Studiensysteme auf den jugendlichen Körper zu studiren; denn der Einfluß der Schule ist nicht bloß geistig, sondern auch körperlich außerordentlich groß. Dort, wo die körperliche Erziehung ganz oder größtentheils vernachlässigt wird, wo die jungen Körper zu lange in sitzender, gebeugter Stellung erhalten werden, wo die Luft durch zu angefüllte Lehrzimmer, schlechte Erneuerung, unzuweckmäßige Heizung nur im verdorbenen Zustande den jugendlichen Athmungsorganen zugeführt wird, wo die körperliche Übung nicht nahezu eben so viel gilt, wie die geistige, wo vergessen wird, daß nur ein gesunder Körper einen gesunden Geist dauernd beherbergen kann, wo die harmonische Entwicklung des Physischen und Physischen vergessen wird, dort ist der Einfluß zweifellos ein mehr oder minder verheerender. Leider ist die statistische Erörterung dieser Frage eine sehr schwierige, und sie ist nicht gelöst. Nützlich bestätigt hat sich aber z. B. in England, daß an vielen Orten die Gesundheit der Schüler sehr schlecht war; als im Jahre 1837 in dieser Richtung eingreifende Veränderungen, besonders in Bezug auf geräumige, gut lüftbare Lokalitäten u., vorgenommen wurden, besserte sich auffällig der Gesundheitszustand der Schüler an den betreffenden Schulen. Wie viele Kinder athmen mit der schlechten Luft mancher Schulzimmer den Krankheits-, auch den Todeskeim ein, wo doch mit wenig Kosten die Gefahr und der Schaden vermieden werden könnte.

Betrachten wir noch die Wahrscheinlichkeit, in einem bestimmten Alter noch eine gewisse Zeit zu leben, so sehen wir aus den sehr genau eingehenden Erörterungen der Lebensversicherungs-Banken folgende nicht uninteressante Daten, wenn wir von Beschäftigung, Individualität und Aufenthalt absehen, und nur die allgemeinen Durchschnitte betrachten. Jemand, der 20 bis 30 Jahre alt wurde, hat, wenn er sonst gesund ist, noch die Wahrscheinlichkeit 25 bis 33 Jahre zu leben; ein 40 bis 50jähriger noch 20 bis 25, im 60. bis 70. Jahre noch 8 bis 13 Jahre und im 80. noch 4 bis 5 Jahre.

Wenn ein Mensch gewisse Altersperioden lebend überwunden hat, so ist seine Lebensfähigkeit eine desto höhere. Nach einer fünfjährigen Zusammenstellung, die ich für einen Theil Krains machte, und welche mit vielen andern dergleichen Zusammenstellungen sehr analoge Resultate lieferte, ist die Skala der Sterblichkeit nach dem Alter für beide Geschlechter zusammen der Art, daß sie bei einem Maximum im ersten Lebensjahre anfängt, und in der Altersperiode

von 16 bis 25 Jahren zu einem Minimum gelangt, von hier aus zu einem zweiten Maximum aufsteigend, welches in die Altersperiode von 61 bis 80 Jahre fällt. Das letztere Maximum ist freilich relativ noch größer, als das erste, da die Zahl der vorhandenen lebenden Individuen desselben Alters in der Periode von 61 bis 80 jedenfalls kleiner ist, als im ersten Lebensjahre.

Auch die, jedoch nicht zu frühe Ehe zeigt statistisch ihren wohlthätigen Einfluß nach den schönen Forschungen von Deparcieux, Kasper u. s. f. Schon Hufeland erzählt, daß nie ein lediger Mann 100 Jahre alt geworden sei. W. Farr hat in neuester Zeit seine dießbezüglichen ausgezeichneten Forschungen in England, bei einer Bevölkerung von nahezu 36 Millionen, veröffentlicht. Er fand, daß ledige Männer und Frauen unter zwanzig Jahren viel weniger starben, als verheiratete; noch im Alter von 20 bis 25 Jahren sind die ledigen Mädchen etwas im Vortheile; vom 30. Lebensjahre an sind aber schon die Mädchen in immer größerem Nachtheile, und ein ähnliches ungünstiges Verhältnis zeigt sich auch beim männlichen Geschlechte. Die verwitweten Personen hingegen sterben in allen Altersklassen viel häufiger, als die Verheirateten, ja sogar als die Ledigen! Die zu frühen Ehen sind somit physisch und wohl auch geistig vom großen Nachtheile, dagegen das Familienleben später äußerst wohlthätig wirkt.

Ein großer Theil des menschlichen Geschlechtes wird selbst in den zivilisirten Ländern durch Volkskrankheiten, Seuchen, hingerafft. Noch ist es dem menschlichen Studium nicht gelungen, gewisse Seuchen zu ersticken; wohl hauptsächlich darum, weil die Gesellschaft sich von vornherein zu wenig gegen die Möglichkeit der Ausbreitung schützt. Acht-zehn bis zwei und zwanzig Perzente aller Todesfälle müssen jährlich in Frankreich den Epidemien zur Last gelegt werden. In einem kleinen Theile Oberkrains, bei einer Bevölkerung von etwas über 7000 Menschen, in einer anerkannt sehr gesunden, von keiner bedeutenderen Seuche, außer der Cholera, und selbst von der nur mäßig heimgesuchten Gegend, starben in fünf Jahren 380 Personen bloß an (ämlich erklärten) Epidemien, somit an Krankheiten, welche bei höherer Entwicklung der Hygiene, und bei Beachtung derselben im gesellschaftlichen Leben, vermieden werden könnten; am Hungertyphus starben allein im Teschener Kreise bei 20000 Menschen, und die Ruhr tödtete bei ihrem epidemischen Auftreten in Böhmen in den Jahren 1846, 1847 und 1848 allein 1951 Menschen!

So fällt das Menschenleben zu vorzeitig Einflüssen zum Opfer, welche eine erleuchteterer gesellschaftliche Anschauung nach und nach entfernen kann, denn die epidemischen Krankheiten müssen beinahe durchwegs als solche betrachtet werden, welche wenigstens ihre bedeutendere Ausbreitung entfernbar Ursachen verdanken.

## Die Dauer der Ewigkeit.

Die orientalische Fantastie, welche sich so gern in Bildern und Gleichnissen gefällt, beantwortet die transcendente Frage über die Dauer und das Ende aller Dinge auf diese sinnreiche Weise: Denke dir, sagt der indische Schamane, einen diamantenen Fels mit einem Umfange von zehn Tagereisen und der Höhe des Himalaja (27.000 Fuß). Alle zehntausend Jahre schwebt eine Göttin in einen leichten Nebelschleier gehüllt, leichter als ein Schmetterling an diesem riesigen Felsenberge vorüber und streift an demselben mit dem Saum ihres Schleiers so leicht und leise an, daß sie nicht einmal eine junge Ameise herabstreifen würde. Wenn nun dieser fliegende Schleier den Diamantfels ganz und gar in nichts zerrieben hat, so wird die Welt noch zehntausend Jahre fortbestehen und dann erst das Ende aller Dinge kommen!

## Literatur.

Das Quecksilber-Bergwerk Idria, von seinem Beginne bis zur Gegenwart. Geschichtlich dargestellt von Peter Hisinger, Dechant und Pfarrer in Adelsberg. Mit einem Plane des Bergwerkes. Raibach 1860. Bei Ignaz v. Kleinmayr und Fedor Bamberg.

Diese Schrift, welche den von der Redaktion dieser Blätter ausgeschriebenen Doppelpreis erhielt, und von welcher bereits Auszüge mitgetheilt worden sind, ist eine, nicht nur für Sachmänner, sondern auch für einen größeren Leserkreis höchst interessante und belehrende Monographie des so berühmten Quecksilber-Bergwerkes Idria, welche einerseits durch die mit Sorgfalt erfaßte geschichtliche Beschreibung, andernteils aber durch die statistischen Daten einen bleibenden Werth erhält und eine wichtige Vorarbeit zu einer späteren Geschichte Krain's sein dürfte. Der beigegebene lithographirte Plan dient dazu, den Leser aufs Genaueste von der Anlage der Schachte, Stollen und Felder der unterirdischen Welt zu unterrichten. Die Ausstattung des kleinen Werkes ist eine nette, und der Preis so gering, daß es den Freunden und Bewunderern Krain's leicht ermöglicht wird, ihre Bibliothek damit zu bereichern.

Illustrirtes Familienbuch des österreichischen Lloyd in Triest. X. Band. 11. Heft.

Wir können auch diesem neuesten Hefte nachrühmen, daß es einen, zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise entsprechenden, gediegenen Inhalt hat. Es enthält: eine Novelle von Ludwig Fleiß „Der Pfarrer und sein Sohn“; dann einen interessanten Aufsatz „Blitzzeiten der Wissenschaften“; ferner eine historische Studie von Ebadaus Lau „Die Regierung Karls II., Stuart“; hierauf eine naturwissenschaftliche Arbeit von G. W. L. Slogger „Die Zweckmäßigkeit der Farben in der Thierwelt“ und einen Literaturbericht von Levin Schücking. beigegeben sind drei prächtige Stahlstiche: 1. der Schulmeister in Aengsten, 2. die beiden Foskari, 3. Ariccia.

Illustrirtes Haus- und Familienbuch. Wien. Zarnesky und Dittmarsch.

Auch von diesem belletristischen Unternehmen, von welchem uns die neuesten Hefte 16, 17 und 18 vorliegen, müssen wir sagen, daß es sich bestrebt, durch Gediegenheit und Mannigfaltigkeit seines Inhaltes sich zu dem zu gestalten, was es sein will, zu einer unterhaltenden und belehrenden Lektüre für die gebildete Welt. Wir wünschen ihm große Verbreitung, es verdient dieselbe.